

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT

Prof. Dr. Günter Stock

Verleihung des Klaus J. Jacobs Research Prize/ Best Practice Award for
Productive Youth Development

Festvortrag zum Thema

3. Dezember 2009, Aula der Universität Zürich

***„Die Bedeutung einer förderlichen Kinder- und Jugendentwicklung
für die Zukunft des Individuums und der Gesellschaft“¹***

(Abb. 1 – Titelblatt)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

sehr verehrter Herr Altbundesrat,

sehr geehrter, lieber Herr Dr. Jacobs,

sehr verehrte Frau Jacobs, sehr geehrte Familie Jacobs,

Magnifizienz,

sehr geehrter Herr Professor Steinberg,

sehr geehrter, hochwürdiger Herr Pater Casutt,

– ich gratuliere Ihnen beiden sehr herzlich zu diesen prestigereichen
Preisen –,

¹ Hinweis: Die mit einem schwarzen Balken gekennzeichneten Textabschnitte und Abbildungen wurden aus Zeitgründen nicht vorgetragen.

und der Jacobs Stiftung gratuliere ich dazu, dass sie sich mit einem großen Teil ihres Engagements von Anfang an in so konsequenter Weise der zentral wichtigen und zukunftsweisenden Aufgabe der Kinder- und Jugendentwicklung zugewendet hat.

Das Thema meines Vortrags, welches ich gerne als Herausforderung angenommen habe, möchte ich in fünf Abschnitte bzw. Fragestellungen unterteilen.

Zunächst einmal werde ich die Frage stellen: Was erwarten Kinder und Jugendliche von ihrer Zukunft, von ihrem Leben? Zweitens: Wie denkt die Öffentlichkeit, die Wissenschaft, wie denken wir als Erwachsene darüber, was Kinder und Jugendliche brauchen? Drittens: Was braucht die Gesellschaft? Viertens werde ich einen kurzen Blick auf die gegenwärtige Bildungssituation werfen und fünftens schließlich der Frage nachgehen, was wir tun sollten, können und tun müssen?

Bei der Themenstellung ging es mir einmal darum, relevante Fakten zu finden, und ich bitte um Nachsicht dafür, dass ich diese primär in und für Deutschland gesucht habe, denn es steht mir nicht zu, Daten aus anderen Ländern, die ich nur wenig kenne, gleichwohl aber sehr schätze, zu bewerten. Des Weiteren geht es mir darum, Schlussfolgerungen zu ziehen, die gleichwohl allgemein sind, denn die Faktenbasis mag in quantitativer Hinsicht Unterschiede aufweisen, in qualitativer Hinsicht jedoch eher nicht.

I.

Zur Beantwortung meiner ersten Frage, nämlich „Was sagen Jugendliche selbst?“, ziehe ich die 2006 erschienene 15. *Shell Jugendstudie*², die sich auf 2.500 Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren bezieht, und einige Daten des sozioökonomischen Panels des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin heran.

Gegenüber der Shell Jugendstudie des Jahres 2002 äußern Jugendliche in der vier Jahre später durchgeführten Studie Sorge darüber, ihren Arbeitsplatz zu verlieren bzw. überhaupt keine adäquate Beschäftigung finden zu können. Je nachdem, welchen Schultypus die Jugendlichen besuchen – bezogen auf Deutschland beispielsweise Hauptschule oder Gymnasium –, sind die Schülerinnen und Schüler hinsichtlich ihrer Zukunftschancen unterschiedlich zuversichtlich.

Auch Auszubildende, denen die Übernahme auf einen Arbeitsplatz nach erfolgreicher Beendigung der Berufsausbildung sicher ist, sind naturgemäß deutlich optimistischer als jene, die eine solche Zusage noch nicht haben. Interessant für die Gesamthematik erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass 73 % der Jugendlichen im Alter von 18 bis 21 Jahren immer noch bei ihren Eltern leben und selbst in der Gruppe der 22- bis 25-Jährigen sind es immerhin noch 34 %.

Es scheint, und dies ist der entscheidende Punkt, nicht die Bequemlichkeit allein oder der ökonomische Zwang zu sein, welche die Jugendlichen zu dieser Entscheidung veranlasst, sondern 72 % der jungen Menschen sind der Meinung, dass man eine Familie braucht, um wirklich glücklich leben zu können. Fast die gleiche Zahl der

² Die 15. Shell Jugendstudie ist im Fischer Taschenbuch Verlag unter dem Titel „Jugend 2006 – Eine pragmatische Generation unter Druck“ erschienen.

Jugendlichen und jungen Erwachsenen würde die eigenen Kinder später genauso oder ähnlich erziehen, wie sie selbst erzogen worden sind.

(Abb. 2)

90 % aller Kinder und Jugendlichen schätzen ihr Elternhaus und fühlen sich dort grundsätzlich wohl. Und die Jugendlichen wissen, erwarten und erhalten auch von dort Hilfe und Unterstützung.

Halten wir fest: Eine gesicherte Zukunft, vor allem auch familiäre und freundschaftliche Bindungen sind zentrale Wünsche der Jugendlichen von heute – eine Aussage, die durch eine soeben abgeschlossene Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach erneut bestätigt wurde. Dass Lehrerinnen und Lehrer als Bezugspersonen relativ schlecht bewertet werden, betrachte ich als Skandal und als Ausdruck dafür, wie schlecht wir Erwachsenen ein Lehrerbild vermitteln, welches mit dem Alltag und der Leistung der Lehrer nur wenig zu tun hat.

Immerhin ein Drittel aller Jugendlichen interessiert bzw. betätigt sich aktiv in bestimmten Gruppen, Vereinen und Kirchen und bringt sich damit bewusst in die Gesellschaft ein. Als ein besonders positives Ergebnis der Studie werte ich die Tatsache, dass sich diese Jugendlichen in der Frage der Migration toleranter zeigen als die Erwachsenen.

II.

Nun zur zweiten Frage: Wie geht die Erwachsenengeneration, wie gehen Wissenschaft und Öffentlichkeit mit den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen um?

Als erstes möchte ich zunächst den Blick zurück wenden: Zum ersten Mal war ich während meiner Tätigkeit in den 1970er/ 1980er Jahren an der Universität Heidelberg in wissenschaftlicher Hinsicht mit der Jugendentwicklung befasst. Mein damaliger Lehrer, Hans Schaefer, war außerordentlich aktiv in einer zum Teil hitzig geführten gesellschaftlichen Debatte, die sich mit den Stichworten Deprivation sowie soziale und emotionale Entwicklung von Kindern verband. In diese Zeit fällt auch eine Reihe von Veröffentlichungen wie etwa der von Klaus G. Conrad 1982 herausgegebene Titel *„Eine Gesellschaft verdirbt ihre Kinder“*. Und auch ein Zitat aus dem Rousseauschen *„Emile“* konnte eine gewisse Renaissance erleben: *„Alles, was aus der Hand des Schöpfers gut hervorging, entartet erst unter den Händen der Menschen“*.³

Es war der britische Geschichtsphilosoph Arnold Thornbee, der bereits vor Jahren eine Ablösung der Philosophie des Eigennutzes durch eine neue moderate Solidarität und Selbstbeschränkung gefordert hat. Heinz-Dietrich Ortlieb (Hamburg) sagte wörtlich: *„Es ist ein Irrtum zu glauben, daß es irgendeine Ordnung gäbe, welche von sich aus die Menschen schon zu sozial optimalen Wesen machen kann“*. Und weiter: *„Die Existenz von allen zusammen aber ist in erster Linie davon abhängig, daß wir weg von einer mißverstandenen Selbstverwirklichung zu einer sich liebevoll kümmernden, fordernden und Grenzen setzenden Pflege unserer Kinder zurückfinden“*.⁴

³ Zitiert nach Schaefer, Hans, „Geboren werden – was dann?“, in: *Eine Gesellschaft verdirbt ihre Kinder*. Herausgegeben von Klaus G. Conrad im Auftrag der deutschen Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft. Heidelberg 1982, p. 99.

⁴ Ortlieb, Heinz-Dietrich, „Die Sozialisation des einzelnen als Voraussetzung für das Funktionieren einer arbeitsteiligen Wirtschaftsgesellschaft“, in: *Eine Gesellschaft verdirbt ihre Kinder*, op.cit., p. 83.

Die Diskussion jener Jahre war durch die Erkenntnis des 20. Jahrhunderts bestimmt, dass die Entfaltung der Persönlichkeit, die Entwicklung von Gefühlen, Intelligenz und sozialem Verhalten des Menschen ein Prozess ist, der bereits im frühkindlichen Alter einsetzt. Über diese Einsicht verfügten übrigens schon die alten Chinesen, denn sie waren der Meinung, dass die Erziehung in den ersten zwei bis drei Jahren vollendet sein müsse und legten daher den Müttern ans Herz, dass die ersten Lebensjahre eines Kindes entscheidend seien. Und es war Comenius, der 1630 darauf hinwies, dass die Erziehung nicht früh genug beginnen könne, und Jean Paul gibt uns in seiner Erziehungslehre „Levana“ aus dem Jahre 1807 den Rat, *„im ersten Lebensjahr am meisten zu tun, weil hier mit halben Kräften mehr bewegt wird, als im achten mit dem doppelten“*.⁵

Die Debatte drehte sich um die Rolle der Mütter, die genau in jener Zeit begannen, sich auch beruflich zu emanzipieren. Der Kern dieser Debatte, lässt sich, so meine ich, vielleicht mit einem Zitat von Robert Musil komprimiert zusammenfassen, der da sagte: *„Die neue Frau ist eiliger ans Licht getreten als die neue Mutter“*. Die Diskussionen konzentrierten sich dementsprechend zu einem wesentlichen Teil auf die seelische, die emotionale Entwicklung der Kinder. Die Rolle der Mütter wurde hingegen nicht selten für eine gesellschaftspolitische Debatte instrumentalisiert.

Heute, so hat es den Anschein, geht es in den öffentlichen Diskursen hingegen primär um die schulische und intellektuelle Entwicklung der Kinder und Jugendlichen sowie um die Vermittlung von Kompetenzen.

⁵ Zitiert nach Conrad, Klaus G., „Gesellschaft in Gefahr durch Störung der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes“, in: *Eine Gesellschaft verdirbt ihre Kinder*, op.cit., p. 9.

Diese Debatte ist auch sehr stark von der Sorge um die Deckung unseres Bedarfs an gut ausgebildeten Arbeitskräften und damit letztlich auch um unsere ökonomische Zukunft geprägt. Natürlich geht es dabei auch um die individuelle Befähigung, ein Leben in Selbstständigkeit, Autonomie und Wohlstand zu führen, aber der ökonomische Aspekt ist doch sehr dominant.

Der vorläufige Höhepunkt dieser starken Betonung des Ökonomischen ist, so scheint es mir, mit der kürzlich präsentierten Studie der Bertelsmann Stiftung erreicht, die vor wenigen Tagen in der deutschen Presse, unter anderem auch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*⁶, bekannt wurde. Der Münchener Bildungsökonom Ludger Wößmann hat Schätzungen darüber angestellt, wie stark die gesamtwirtschaftliche Leistung in Deutschland anstiege, wenn unser Bildungssystem soweit optimiert würde, dass wir die heute etwa einen Anteil von 20 % von der Gesamtschülerschaft umfassende Gruppe der Risikoschüler (ich komme später noch darauf zurück) durch entsprechende Bildung auf wenige Prozentpunkte reduzieren.

(Abb. 3)

Ludger Wößmann führt Berechnungen darüber vor, welche Kosten eine unzureichende Bildung, das heißt ein Belassen des heutigen Niveaus, Staat und Gesellschaft kosten. Auf diese Berechnungsmethoden werde ich nicht näher eingehen. Man kann solche Berechnungen als extremes Indiz dafür werten, in welchem hohem Maße wir die Debatte um Bildung und Ausbildung unserer Jugendlichen nicht nur ökonomisch betrachten, sondern auch ökonomisieren.

⁶ „Bessere Bildung könnte 2,8 Billionen Euro bringen“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 26.11.2009.

Angesichts des offenkundigen Scheiterns bisheriger Bemühungen um eine Reform des (deutschen) Bildungssystems kann diese Studie der Bertelsmann-Stiftung auch als der dramatische Versuch gedeutet werden, mit ökonomischen Hochrechnungen Argumente in die Debatte zu werfen, die vielleicht endlich erhört werden. Auf jeden Fall zeigen die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der öffentlichen Debatte über Kinder- und Jugendbildung und -ausbildung, dass es uns möglicherweise an einem ganzheitlichen Herangehen und einer ganzheitlichen Betrachtungsweise mangelt.

Mit divergierendem Tempo, Dramatik und Inbrunst diskutieren wir – auch in Abhängigkeit des herrschenden Zeitgeistes – verschiedene Aspekte der Kinder- und Jugendentwicklung. Dabei sind diese Debatten immer von politischen Interessen, funktionalen Aspekten und ökonomischen Bedürfnissen überlagert, aber meines Erachtens nach zu wenig von einem allgemeinen Recht auf Bildung und dem Wunsch, möglichst vielen Jugendlichen die gleichen Startchancen zu geben, getragen – ein Menschenrecht und eine zentrale Aufgabe, wenn wir eine mündige Zivilgesellschaft bilden wollen.

Dabei hätten wir es gar nicht so schwer, würden wir doch beispielsweise Wilhelm von Humboldt nicht nur als gebildeten Menschen und Schöngeist verehren, sondern ihn auch hin und wieder einmal lesen.

Albert Einstein, der ja der Schweiz und Deutschland gleichermaßen verbunden war, hatte offensichtlich seinen Humboldt gelesen. In seiner am 15. Oktober 1936 in Albany gehaltenen Rede sagte er, „[...] *das Ziel der Erziehung muss die Heranbildung selbstständig handelnder und*

denkender Individuen sein, die aber im Dienste an der Gemeinschaft ihre höchste Lebensaufgabe sehen“.

1806 lag Preußen am Boden, der Krieg mit Frankreich war verloren und ungeheuer weitsichtig wurde erkannt, dass nur radikale Reformen dem Land wieder auf die Beine helfen konnten. Freiherr vom Stein war schließlich derjenige, der ein umfassendes Reformkonzept komponierte, praktisch einen Masterplan ausarbeitete, zu dem ganz notwendig gerade auch die Reform des Bildungswesens gehörte. Es gelang vom Stein, Wilhelm von Humboldt aus Rom zurück nach Preußen zu holen und ihm die Leitung der „Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts“ zu übertragen.

Die besondere Eignung Wilhelm von Humboldts für dieses umfassende und weitreichende Reformprojekt bestand vor allem in der Tatsache, dass er der Freiheit allergrößten Wert beimaß. In seiner 1792 verfassten Abhandlung *„Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“* schrieb Humboldt: *„Der wahre Zweck des Menschen, nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welche die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt, ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung.“*

Humboldts Reformen wurden oftmals kritisiert, sein Bildungsideal schien zu eng gebunden an seine privilegierte aristokratische Herkunft und Lebensführung. Dies trifft jedoch nicht seine Intentionen. Wilhelm von Humboldt berichtete im Dezember 1809 an den preußischen König: *„Es gibt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen, und noch mehr eine gewisse Bildung der Gesinnungen und des*

Charakters, die keinem fehlen darf. Jeder ist offenbar nur dann ein guter Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er an sich und ohne Hinsicht auf seinen besonderen Beruf ein guter, anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist. Gibt ihm der Schulunterricht, was hierzu erforderlich ist, so erwirbt er die besondere Fähigkeit seines Berufs nachher sehr leicht und behält immer die Freiheit, wie im Leben so oft geschieht, von einem zum andern überzugehen.“

Folgerichtig entwickelte er in jener Zeit ein dreistufiges Schulsystem beginnend mit der Elementarschule, dem Gymnasium und dann schließlich der – wie er es immer fand – Krönung, nämlich der Gründung der Berliner Universität 1810. Wie ernst er die Kinder in der dreijährigen Elementarschule nahm, zeigt folgendes Zitat: *„Es ist also der Hauptgrundsatz der ganzen Methode, dass das Kind immer das volle und deutliche Bewusstsein haben muss, was es in jedem Augenblick hört, sagt und tut, und warum so und nicht anders gehandelt wird“*. – So interpretierte Wilhelm von Humboldt den berühmten schweizerischen Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi.

Humboldt wurde zum Begründer des humanistischen Gymnasiums, vereinheitlichte die Abiturprüfung, welche verpflichtend wurde, schuf Curricula und führte Lehramtsexamina ein. Vergegenwärtigt man sich die Humboldtsche Universitätsgründung, dann wird klar deutlich, dass es ihm dabei primär darum ging, umfassend gebildete Wissenschaftlerpersönlichkeiten durch exzellente Gelehrte heranzubilden. Ein Zeitzeuge sprach davon, dass niemals wieder ein deutscher Unterrichtsminister eine *„stolzere Berufungsliste“* vorzuweisen hatte.

Ich habe Wilhelm von Humboldt breiten Raum gegeben, weil ich zeigen wollte, dass der Mangel an ganzheitlichem Denken, den ich dem Diskurs über Jugendliche über die letzten Jahre zuschreibe, nicht immer die Diskussion beherrschte.

III.

Nun möchte ich mich der Frage zuwenden, was die Gesellschaft braucht. Natürlich lässt sich diese Frage nicht ganz sauber von der vorher behandelten Frage abtrennen, bei der bereits einige Gesichtspunkte angeklungen sind. Dennoch, und weil es hierzu eine sorgfältig erarbeitete Datenlage gibt, möchte ich diese Frage aus systematischen Gründen noch einmal getrennt behandeln.

Hierbei stütze ich mich im wesentlichen auf Untersuchungen der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften – acatech⁷, die diese Untersuchungen jetzt auch gemeinsam mit meiner eigenen Akademie, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, durchführt. Es steht für uns außer Frage, dass wir uns große Gedanken darüber machen müssen, wie wir die Bedürfnisse einer modernen arbeitsteiligen, vor allem auf Wissen basierenden Gesellschaft in Wohlstand erhalten und weiterentwickeln wollen und müssen.

Dazu bedarf es gut ausgebildeter junger Menschen, die wir ganz offensichtlich im Bereich der technischen und naturwissenschaftlichen

⁷ Siehe *Förderung des Nachwuchses in Technik und Naturwissenschaft*. Beiträge zu den zentralen Handlungsfeldern. Hg. von Joachim Milberg. Berlin/ Heidelberg 2009 (acatech diskutiert). *Strategie zur Förderung des Nachwuchses in Technik und Naturwissenschaft. Handlungsempfehlungen für die Gegenwart, Forschungsbedarf für die Zukunft*. Berlin/ Heidelberg 2009 (acatech bezieht Position – Nr. 4).

Berufsfelder nicht in ausreichender Zahl haben und auch nicht ohne weiteres bekommen werden.

(Abb. 4)

Beispiel Ingenieure: Betrachten wir die Studentenzahlen, so muss man konstatieren, dass nur ein relativ geringer Prozentsatz Ingenieurwissenschaften und Mathematik studiert und erfolgreich mit einem Hochschulexamen abschließt. Der Trend war bis 2007/ 2008 negativ. Die Immatrikulationszahlen des neuen Studienjahres machen – zumindest für Deutschland – etwas mehr Hoffnung.

Ein weiteres Problem besteht darüber hinaus darin, dass nur wenige Frauen natur- und technikwissenschaftliche Fächer belegen und ihr Studium in diesen Fächern erfolgreich abschließen.

(Abb. 5)

Das ist jedoch kein deutsches Phänomen, sondern lässt sich für viele europäische Staaten feststellen.

(Abb. 6)

Überdies gibt es in diesem Bereich auch noch viele Studienabbrecher, wobei wiederum auffällig ist, dass Frauen insgesamt – auch in den MINT-Fächern – geringere Abbruchquoten aufweisen als Männer. Die geringen Abbrecher-Zahlen von Studentinnen im Bereich der sogenannten MINT-Fächer (das heißt Mathematik, Ingenieur-, Natur- und Technikwissenschaften) gerade bei Frauen ist definitiv nicht nur aus ökonomischen Gründen außerordentlich bedeutsam und bedarf erheblicher Korrekturen.

Die Gründe für diese Geschlechterdifferenz können offensichtlich nicht durch unterschiedliche Begabungen erklärt werden, sondern, wie es Heike Solga und Lisa Pfahl formulieren, es sind wohl geschlechtertypische Sozialisationsprozesse, fehlende Rollenmodelle in Familie und Schule, in den Organisationen in Betrieben, die zu gesellschaftlich geprägten geschlechtertypischen Normalitätsvorstellung bei Jungen und Mädchen führen, welches dann einen selbstverstärkenden Regelkreis in Gang setzt.⁸

Mindestens genauso wichtig aber ist die Tatsache, so H. Solga und L. Pfahl, dass in den Betrieben eine Kultur herrscht, die nicht frauenförderlich ist: *„Die Ursachen für das ‚Verlieren‘ von in MINT-Berufen ausgebildeten Frauen beim Berufseinstieg sind nicht bei fachlichen ‚Defiziten‘ der jungen Frauen, sondern bei der Einstellungs- sowie Vereinbarkeitspolitik von Unternehmen zu suchen.“*⁹ Eine, wie ich finde, schlüssige Erklärung dafür, dass auf jeder Kompetenzstufe immer mehr Frauen verlorengehen und relativ wenige in das Berufsleben eintreten.

Gerade bei der Schaffung attraktiver Arbeitsbedingungen und der Heranbildung exzellent ausgebildeter junger Menschen wird sich der internationale Wettbewerb entscheiden. Der Kampf um die besten Köpfe ist Realität.

Es gibt ein interessantes, im wesentlichen unbeabsichtigtes Experiment, das jüngst in Deutschland durchgeführt wurde: Mit der *„Exzellenzinitiative“* des Bundes und der Länder zur Förderung der

⁸ Cf. Solga, Heike/ Pfahl, Lisa, „Doing Gender im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich“. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Discussion Paper SP I 2009-502.

⁹ Ibid., p. 19.

Wissenschaft und Forschung, die ja auch eine hervorragende Initiative zur Förderung von Lehre und Wissenschaft ist, wurden insgesamt 4.000 Stellen für deutsche Hochschulen bewilligt.

Trotz vereinfachter und reduzierter bürokratischer Regeln konnten bis zum Ende des Jahres 2008 lediglich 1.600 dieser Stellen besetzt werden. Besonders auffällig war der Mangel an Kandidaten aus dem Bereich der Natur- und Technikwissenschaften, also den klassischen MINT-Fächern. Auch die Wirtschaft vermeldet einen ausgesprochenen Mangel an geeigneten Bewerbern um neu zu besetzende Stellen, die in den nächsten Jahren durch Altersabgang frei werden. Von einem möglicherweise erhöhten Bedarf ist dabei noch nicht einmal die Rede. Schätzungen sprechen einer Million bis 2020.

Gehen wir noch mal zurück auf die Ebene der Studienanfänger, so lässt sich dort erheblicher Optimierungsbedarf feststellen. Die Frage muss daher natürlich lauten: Wie können wir mehr junge Menschen in die Lage versetzen, ein Studium aufzunehmen oder einen dem Studium äquivalenten Ausbildungsweg zu beschreiten?

Bevor ich auf die schulische Situation und den vierten Punkt meines Vortrags zu sprechen komme, lassen Sie mich noch einmal problematisieren, welche Art von „*Incentives*“ wir jedenfalls in Deutschland setzen.

Universitäten werden immer noch dafür belohnt, möglichst viele Studienplätze anzubieten. Ich nehme an, dass dieses „*Incentive*“ aus der Zeit stammt, als wir noch von einem Ansturm von Studenten auf die Hochschulen, z. B. durch die geburtenstarken Jahrgänge, sprachen und viele Bildungspolitiker einen Studentenberg zu bewältigen, zu

untertunneln und zu umgehen hatten – alles in allem technische Begriffe, die der Bildungsnotwendigkeit und Bildungssituation zu keinem Zeitpunkt gerecht wurden.

Es ging in jenen Jahren darum, möglichst vielen jungen Leuten eine Perspektive zu bieten, sie ganz einfach „von der Straße zu holen“. Es war die Zeit, in der vor allem die geisteswissenschaftlichen Fakultäten einen enormen Zulauf unter anderem deshalb erhielten, weil in vielen experimentellen Fächern eine Zulassungsbeschränkung eingeführt worden war. Und so produzierten wir gerade in den geisteswissenschaftlichen Fächern Abbruchquoten zwischen 50 und 70 %, ohne auf diesen Sachverhalt jedoch besonders bestürzt zu reagieren.

Wäre es also nicht an der Zeit, über „*Incentives*“ nachzudenken, die – weil wir die jungen Leute wirklich brauchen – einmal den Studienbeginn attraktiv machen? Gleichzeitig sollten wir aber auch „*Incentives*“ schaffen, Universitäten dafür zu belohnen – und dies mag eine deutsche Sicht sein, die, fürchte ich, für viele mitteleuropäische Länder gilt –, wie viele Studenten erfolgreich ihr Studium abschließen. Möglicherweise brauchen wir gerade auch besondere „*Incentives*“ für die sogenannten MINT-Fächer, beispielsweise bestimmte Propädeutika zum Ausgleich schulischer Defizite auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, welche die Studierfähigkeit und Studierwilligkeit in diesen Fächern erhöhen.

Bildungssysteme können sich hohe Schwundraten nicht nur aus ökonomischen Gründen, sondern auch aus dem Grunde nicht mehr leisten, weil wertvolle Lebens- und Bildungszeit verlorenggeht. Es wird sich lohnen, über derartige „*Incentives*“ nachzudenken – die geringe Arbeitslosenquote von Hochschulabsolventen spricht dabei für sich zeigt

aber auch, dass Bildung die Sorgen der Jungen um einen Arbeitsplatz mildern kann.

(Abb. 7)

IV.

Und nun zurück zu den Fragen: Wie sieht es mit der Schulbildung aus?, Wie bereiten die Schulen auf ein Studium bzw. auf eine berufsbefähigende Ausbildung vor? – hier kommen die Stichworte „TIMMS“, aber vor allem die inzwischen berühmt gewordenen PISA-Studien zum Tragen.

Zunächst einmal die gute Nachricht: 1965 verließ noch etwa jeder fünfte Jugendliche die allgemeinbildende Schule ohne einen Schulabschluss, seit Beginn der 1980er Jahre ist es nur noch jeder zehnte. Im Jahr 2000 verließen nur noch 9 % aller Schulabgänger und Schulabgängerinnen die allgemeinbildenden Schulen ohne Abschluss. Damit waren die Zahlen im internationalen Vergleich relativ positiv, nur Schweden erreichte mit weniger als 5 % eine deutlich geringere Quote, die Niederlande lagen übrigens bei 9 %, Frankreich und Großbritannien bei etwa 20 %.

Und dennoch, wenn wir die neuesten PISA-Ergebnisse als Grundlage nehmen, dann ergibt sich für Deutschland der erschreckende Befund, dass in der Altersgruppe der untersuchten 15-jährigen nur ca. 20 % lediglich eine Kompetenz der Stufe 1 erreichen – mithin gibt es eine große sogenannte „Risikogruppe“, wie es in der Fachterminologie heißt. Das ist eine Kompetenzdimension, so der Berliner Bildungsforscher Heinz-Elmar Tenorth, die Grundschulniveau entspricht und nicht

erwarten lässt, dass diese Absolventen in irgendeiner Weise zu einer beruflichen Ausbildung angemessen befähigt sind. – Ein im Ergebnis bemerkenswertes Ausmaß an Kompetenzarmut, wenn man eine 9-jährige Schulzeit berücksichtigt.

(Abb. 8)

Jutta Allmendinger und Stephan Leibfried sprechen hier von „*funktionalem Analphabetismus*“. Bildungstheoretisch bedeutet ein solches Kompetenzniveau, dass diese Schulabsolventen erwartbar nicht in der Lage sind, selbstbestimmt an Kultur und Gesellschaft teilzunehmen, einen Ausbildungsplatz zu finden und eine Ausbildung erfolgreich zu absolvieren. Man weiß auch, dass von dieser Gruppe keine Weiterbildungsbereitschaft erwartet werden darf. „*Bildungsarmut wird insofern auf Dauer gestellt*“, so Tenorth. Bildungsarmut ist natürlich auch ein Teil der Schicht- und Klassenproblematik, der Ungleichheit, welche die deutsche Gesellschaft immer noch charakterisiert. Betroffen sind indes nicht allein Migranten, denn nahezu 50 % der Angehörigen der einschlägigen Risikogruppen stammt aus Familien, in denen Deutsch Verkehrssprache ist.

Was dies bedeutet, hat die Journalistin Inge Klöpfer auf einer Konferenz der Alfred Herrhausen Gesellschaft und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung kürzlich zusammenfassend gewürdigt. Sie vertritt die These, dass das Modell der Aufsteigergesellschaft in Deutschland ausgedient hat und dass damit die Dynamik der früheren Jahre, die unser Land ausgezeichnet hat, sich wohl dem Ende zuneigt.

Ich zitiere Inge Klöpfer: „*Anders als in der ehemaligen Aufsteigergesellschaft bestimmt heute vorwiegend die Geburt in eine der*

*drei Schichten in der Gesellschaft über die Möglichkeit jedes Einzelnen, aus seinen Fähigkeiten etwas zu machen. Sie ist damit entscheidend für den Lebenserfolg, der dann die individuelle Wohlstandsposition determiniert und die wiederum macht die Zugehörigkeit zu einer Schicht aus.*¹⁰ Dies führt nach Klöpfers These in einen neuen – überspitzt formuliert – deutschen Ständestaat. Nirgends werde die soziale Erstarrung deutlicher als in der Gruppe der Jüngsten der Gesellschaft, in der die soziale Herkunft bereits zuviel über ihren künftigen Erfolg im Leben aussagt – ein Faktum, das selbst die Kinder schon begriffen haben. Damit sind wir zwar noch nicht bei einer Handlungsanleitung, aber es ist ein Befund, der uns zum Handeln nicht mehr nur ermuntern, sondern geradezu antreiben sollte.

Gestatten Sie mir als Mediziner, dass ich an dieser Stelle ein Beispiel einfüge, das Ihnen möglicherweise zwar eindimensional erscheinen mag, aber das schlaglichtartig betont und zeigt, dass Versäumnisse in der Jugend auf vielen Sektoren später nur schwer zu beheben sind.

(Abb. 9 und 10)

Es gibt in der Schweiz eine interessante Untersuchung, die sich mit der Entwicklung von Übergewicht und ihrer schweren Form, der Adipositas, auseinandersetzt. Wir wissen aus anderen Untersuchungen, dass Übergewicht und Adipositas nicht folgenlos bleiben, denn 80 % der übergewichtigen Jugendliche bleiben auch als Erwachsene übergewichtig. Dass dies erhebliche Konsequenzen für die Gesundheitsentwicklung im späteren Leben hat, brauchen wir hier nicht

¹⁰ Klöpfer, Inge, „Nichts geht mehr“, in: *Denk ich an Deutschland 2009*. Beilage zur Konferenz der Alfred Herrhausen Gesellschaft und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 25. November 2009. Frankfurt am Main 2009, p. 12.

weiter zu diskutieren. Und dass Ernährungsverhalten auch mit Bildung zu tun hat, wissen wir auch.

V.

Was also müssen wir tun? Zunächst einmal müssen wir spätestens jetzt anerkennen, dass der Bildungs- und Entwicklungsprozess junger Menschen als Gesamtheit und als Ganzes zu begreifen ist.

Ich weiß nicht genau, welche Altersstufe Alexander von Humboldt im Auge hatte, als er in seinem *„Reisetagebuch Bogotá, Kolumbien“* am 4. August 1801 schrieb: *„In einem jungen Gemüte glimmt [...] und glüht es wunderbar auf, wenn es, seiner eigenen Freiheit überlassen, auf einmal eine Welt von Dingen auf sich nimmt.“* Ein schönes Zitat, welches zeigt, dass Erziehung alles tun muss, um das Interesse von Kindern zu erhalten.

Das sozioökonomische Panel am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin) legte eine Untersuchung über die Entwicklung von Kindern vor, die zwischen 1984 und 1998 geboren wurden.¹¹ Dabei stand die Frage im Mittelpunkt, wie gut oder wie richtig es sei, Kinder in Kindertageseinrichtungen unterzubringen. Während die Ergebnisse für Kinder unterhalb eines Lebensalters von drei Jahren nicht eindeutig sind, sind die Ergebnisse der über drei Jahre alten Kinder eindeutig positiv, das heißt der Aufenthalt in solchen Kindertagesstätten eröffnet eine signifikant höhere Chance auf eine erfolgreiche schulische

¹¹ Cf. DIW Berlin, Weekly Report No. 5/ März 2009.

Laufbahn. Dies gilt insbesondere dann, wenn es um das Wecken der Neugier bzw. des Erhalts der natürlichen Neugier geht.

Es gibt mittlerweile erfreulich viele Initiativen, den Kindern Naturwissenschaften bereits im Kindergarten und in der Vorschule mit experimentellen Ausrüstungen nahe zu bringen. Es gibt aber auch – und dies ist besonders wichtig – eine ganze Reihe von Maßnahmen, die jeweiligen Erzieher in diesen Themen fortzubilden (Lehrerfortbildung!).

Und es ist nicht zuletzt die Jacobs Foundation, die das Konzept des „*Productive Youth Development*“ in besonderer und exemplarischer Weise unterstützt, in dem die Kräfte, die in jungen Menschen vorhanden sind, zur Ausprägung gebracht werden. Es ist meines Erachtens nach ein besonderes Verdienst, dass gerade auch durch Forschungsarbeiten, die in diesem Kontext durchgeführt werden, eben nicht isolierte Fähigkeiten untersucht und dann auch gefördert werden, sondern psychologische, kognitive, emotionale, intellektuelle, soziale und sprachliche Aspekte in ihrer Gesamtheit als Notwendigkeiten von Bildung in den Blick genommen werden.

Wenn wir also diese ganzheitliche Betrachtung wollen, dann dürfen wir auch durchaus Forderungen an die Politik stellen. Dabei stehen für mich zunächst nicht Geldforderungen im Mittelpunkt, sondern die Aufhebung der künstlichen, politischen Ressort-Trennung zwischen den Zuständigkeiten für Familie und damit auch für kleine Kinder, Schule sowie tertiäre Bildungs- und Forschungseinrichtungen. Diese möglicherweise aus vielen Gründen notwendige Trennung sollte zumindest durch die Einrichtung interministerieller Arbeitsgruppen gemildert werden, welche die Programme und Zielstellungen abgleichen

und die vorhandenen Mittel so einsetzen, dass nicht isolierte, in sich durchaus schlüssige Maßnahmen finanziert werden, sondern sorgfältige Abstimmungen im Sinne einer entwicklungsbezogenen Bildungskette erfolgen.

(Abb. 11) Von der Schule müssen wir nach Tenorth fordern!

Auch die Wissenschaftsakademien beginnen, sich dieser gesellschaftlichen Verantwortung stärker als bisher bewusst zu werden. So hat die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften bereits vor Jahren damit begonnen, sogenannte Schulvorträge im vor allem ländlich strukturierten Bundesland Brandenburg anzubieten, bei denen namhafte Wissenschaftler Schülerinnen und Schüler für ihr Fach – häufig Natur- und Technikwissenschaften – begeistern.

Gemeinsam mit der Freien Universität Berlin ist meine Akademie seit dem Jahr 2005 auch auf dem Gebiet der Förderung des naturwissenschaftlichen Grundschulunterrichts aktiv. Hier bei legen wir auch besonderen Wert auf die Vorbereitung der Lehrer. Auf dem Gebiet der Förderung von Schulen nimmt die Berliner Akademie in Abstimmung mit der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften und der Nationalakademie auf internationaler Ebene die Funktion der *Lead Academy* wahr. Zusammen mit der Freien Universität Berlin sind wir in eine enge Kooperation mit der Académie des sciences (Paris), der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften, den US-National Academies und dem InterAcademy Panel on International Issues (IAP) eingebunden.

So wichtig und möglicherweise auch segensreich die Erkenntnisse aus der PISA-Studie sind, so kritisch darf man gleichwohl anmerken, was die

Berliner Soziologen Hans und Birgit Bertram in einem kürzlich erschienen Buch zur Familiensozialisation und Zukunft der Kinder geschrieben haben: *„Die PISA-Studien sind, wie viele andere Studien in diesem Bereich (TIMSS, IGLU, Bos et al.) Evaluationsstudien, die durch einen Systemvergleich deutlich machen sollen, welches Land oder welche Gruppen in jedem Land besonders effizient mit seinen Talenten umgeht. Da Motivation, Persönlichkeitsfaktoren und auch spezifische Interessen in solchen Vergleichsstudien nur schwer zu messen sind, beschränkt man sich im wesentlichen auf das, was man messen und vergleichen zu können glaubt.“*¹²

Und weiter: *„Nach den Überlegungen von Sennett sind möglicherweise andere Faktoren, wie Freude an der Arbeit, Pflichtbewusstsein oder aber auch Gewinnstreben möglicherweise viel effizientere und wichtigere Faktoren zur Stimulierung der ökonomischen Entwicklung einer Gesellschaft als das abstrakte Problemlösen in Mathematik oder den Naturwissenschaften.“*¹³ Es folgt eine veritable Kritik an einer Überforschung im Bereich des Messbaren, bei weitgehender Vernachlässigung anderer Aspekte der Entwicklung eines Kindes und Jugendlichen.

In dieser Kritik schwingt mit, was ich persönlich als Kern der Debatten in den 1970er und 1980er Jahren wahrgenommen habe, dass nämlich Emotionalität und soziale Integrationsfähigkeit zentrale Themen sind, die möglicherweise in den letzten Jahren im Bewusstsein der Öffentlichkeit an Bedeutung verloren haben.

¹² Bertram, Hans/ Bertram, Birgit, *Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder*. Opladen & Farmington Hills, MI 2009, p. 148.

¹³ Ibid.

Ich verweise in diesem Kontext auf Ergebnisse des Bamberger Soziologen Hans-Peter Blossfeld, der im Gegensatz zu heutigen Überzeugungen davon ausgeht, dass der ökonomische Erfolg eines jungen Menschen im späteren Berufsleben der sozialen Herkunft nur einen partiellen Beitrag für dessen spätere berufliche Entwicklung zuweist. Neueste Daten von Georg Klein in Schweden weisen der Ausdauerfähigkeit junger Menschen größte Bedeutung zu.

Es war Tomasello, der bereits 2002 darauf hingewiesen hat, dass Untersuchungen, welche lediglich die Sprachkompetenz sowie die mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenz beim abstrakten Problemlösungsverhalten von Kindern und Jugendlichen testen, als Einflussfaktor allenfalls Schulen und Elternhäuser berücksichtigen. Praktisch lassen diese Ansätze aber einen zentralen Aspekt der kindlichen intellektuellen Entwicklung außer acht, nämlich die Möglichkeit, kooperatives Verhalten als Voraussetzung für die anderen Entwicklungsprozesse zu entwickeln.

Ein Aspekt, der nicht nur deutlich macht, wo wir noch Forschungsbedarf haben, sondern der auch Anlass zur Hoffnung gibt. Die Tatsache, dass der Forschungsbedarf definiert ist und es sehr viele Stiftungen gibt, die sich diesen Zusammenhängen widmen, ist ebenfalls außerordentlich positiv. Nicht einfach durchzuführen, aber überlegenswert wären gemeinsame Programme von Stiftungen bei bestimmten Fragen und Themen.

Die Fähigkeit und die Bereitschaft zum lebenslangen Lernen ist ein Element, welches in diesem Kontext nicht zu vernachlässigen ist. Der exponentielle Zuwachs an Wissen, der Bedarf an und für den Erwerb

neuer Zusatzqualifikationen für unsere berufliche Welt ist wahrscheinlich größer denn je. Was uns dort indes fehlt, ist die systematische Ausprägung und Fortsetzung der Bildungskette jenseits eines tertiären Berufsabschlusses, ist das koordinierte, in das Berufsleben integrierte Konzept von Weiterbildungsmaßnahmen, das heißt fachlicher, aber auch nichtfachlicher sogenannter Soft Skills. Diese gestatten uns, eine Gesellschaft zu gestalten, die voll von Herausforderungen ist – Herausforderungen, die wir aktiv und bejahend annehmen sollten und nicht distanziert, desinteressiert oder gar ablehnend.

Die Bereitschaft zum lebenslangen Lernen, der Erhalt der Neugier, die Bereitschaft zur inneren und damit äußeren Dynamik sind zentrale Forderungen, denen unser Bildungssystem im weitesten Sinne gerecht werden muss. Dies gilt für uns alle, insbesondere aber auch für die Lehrenden!

Die gesamte Organisation des Lebens- und Arbeitsprozesses wird, wie die von der Jacobs Foundation geförderte Akademiengruppe der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften – acatech mit dem Titel „*Altern in Deutschland*“ eindrücklich herausgearbeitet hat, durch die Demographie auch zukünftig entscheidend beeinflusst werden.

Notwendig ist eine Entzerrung der sogenannten „*rush hour*“ des Lebens, bei der die 30- bis 40-jährigen nicht nur ihre Berufskarriere gestalten wollen und müssen, Familien gründen sowie mit anderem mehr gleichzeitig befasst sind, um jenseits der 40 dann in die Positionen zu kommen, die sie sich wünschen und für die sie ausgebildet wurden. In dieser Zeit ist wenig Raum für systematische Fort- und Weiterbildung, obwohl sie genau dann dringlich und geboten ist. Es ist auch gerade die

Zeit, in der veritable gesellschaftliche Verantwortung übernommen wird. Und hierfür gibt es auch kein wirkliches Konzept, obwohl uns die Demographie ja eigentlich neue Freiheiten gibt.

In vielen westlichen Gesellschaften besteht eine bemerkenswerte Liberalität hinsichtlich des Eintritts in das Berufsleben. Dieser kann zwischen dem 15 und etwa 30. Lebensjahr, manchmal auch später liegen. Wenn es allerdings um die Beendigung des beruflichen Lebens geht, gibt es – außer in ganz wenigen Bereichen – nur sehr wenig Flexibilität. Der eigentliche Eintritt in den Ruhestand ist nicht an individuelle Fähigkeiten und Bedürfnisse gekoppelt, sondern an ein Datum gebunden. Ein wenig mehr Liberalität am Ende des Berufslebens, so meine ich, (vielleicht nicht ganz so groß, wie zu Beginn des Eintritts in das Berufsleben) – wäre gesamtgesellschaftlich betrachtet hilfreich, aber könnte unter Umständen auch den enormen Druck in der „*rush hour*“ des Lebens ein wenig mildern.

Wenn 55-Jährige nicht mehr primär nach ihrem biologischen Alter, sondern nach ihrer sozialen, intellektuellen und körperlichen Leistungsfähigkeit beurteilt würden, wären vielleicht auch noch für eine Mehrzahl von Menschen in höherem Alter Karrierepfade zu beschreiten. Vielleicht könnte eine solche Liberalisierung auch mehr Frauen und ggf. auch Männer, die genau in der „*rush hour*“ des Lebens entweder auf Familie oder auf berufliche Karriere verzichtet haben, doch noch einmal eine Chance eröffnen.

Und schließlich scheint der Bedarf der älteren Generation, die sich kurz vor oder nach der Berentung befindet, dafür zu wachsen, Bildung, die sie sich während ihres beruflichen Lebens zumeist aus zeitlichen Gründen nicht leisten konnte, quasi „nachzuholen“, weil sie erkannt hat, wie

wichtig Fort- und Weiterbildung für ihre gesamte Lebensqualität sind. Die Angebote von Seniorenuniversitäten und anderen Initiativen haben erfreulich zugenommen und dokumentieren noch einmal in anschaulicher Weise, dass Bildungsangebote eben nicht nur ökonomisch zu begründen, sondern ein Lebensrecht und zentraler Bestandteil für Lebensglück und Lebenszufriedenheit sind.

Eine Gesellschaft, die durch ihre Bildungsmaßnahmen die Befähigung zur Gestaltung gesamtgesellschaftlicher Prozesse nutzt (Prozesse, die immer mehr auch neuester Erkenntnisse bedürfen), macht sich auf diese Weise selbst handlungsfähig. Nur so kann Demokratie in einer komplexen Welt bewusst gelebt, wahrgenommen und umgesetzt werden und schafft auf diese Weise unmittelbar Raum dafür, dass die Bürgerinnen und Bürger ihre Verantwortung für die Gesellschaft erkennen und wahrnehmen, um auf diese Weise einen Beitrag zu einer wirklichen Zivilgesellschaft zu leisten.

Die Zivilgesellschaft ist nach meiner Überzeugung die einzige Form, die es uns ermöglicht, die Herausforderungen der Zukunft zu bestehen – eine Zukunft, die wir vorurteilsfrei und tolerant gestalten sollten. Eine Gesellschaft, die – fehlgeleitet – weniger von Freiheit als von Gerechtigkeit im Sinne von gleichmäßiger Verteilung und Umverteilung spricht, verliert Dynamik, verliert Anreize zur Selbstverwirklichung und erstarrt in der Tat, wie es Inge Klopfer formuliert hat.

Dies aber wird nicht durch staatlich verfügte Maßnahmen aufgelöst, dies kann nur durch dezentrale und individuumbasierte Eigeninitiativen aufgelöst werden, und hier, lieber Herr Dr. Jacobs, haben Stiftungen ihren besonderen Reiz und ihre besondere Verantwortung. Sie können experimentieren, sie können neue Wege aufzeigen, die Diskurskultur

mitbestimmen und gestalten, und sie tragen damit entscheidend zur Erhöhung der Reife einer Gesellschaft bei.

Bildung ist Grundlage und Elixier einer modernen Gesellschaft und Motor der persönlichen, individuellen Entwicklung. Robert Gernhardt formulierte dies in seinem Gedicht „*Es, es, es und es*“ einmal wie folgt: „*Es ist nicht schön, wenn man begreift:/ Du bist nur gealtert, du bist nicht gereift.*“

Lieber Herr Dr. Jacobs, ich bedanke mich für Ihre Initiativen gerade im Bereich der Bildung und wünsche Ihnen und der Jacobs Foundation auch weiterhin eine glückliche Hand bei der Durchführung vorhandener und bei der Schaffung neuer und möglichst vieler Programme.

Den Preisträgern wünsche ich weiterhin eine große Schaffenskraft und Schaffensfreude. Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, danke ich für Ihre freundliche Geduld und Aufmerksamkeit.